



Seekuh im Indischen Ozean Berückender Gesang

rottet sein, die wie kaum eine andere von Dichtern besungen wurde.

Die Dugongs wurden nach der griechischen Mythologie auch Sirenen genannt. Schon Odysseus konnte sich deren Zauber nur erwehren, indem er sich am Mast seines Schiffs festbinden ließ. Die geheimnisvollen Wesen, „die all die Menschen berückend bezaubern“, hätten ihn sonst „mit hellem Gesang“ ins Verderben geführt. Und der kolumbianische Nobelpreisträger Gabriel García Márquez vernahm als Jüngling einst verzückt die „herzerreißende Klage“ einer Seekuh: „Es war ein phantastisches, anrührendes Geschöpf, halb Frau, halb Kuh, mit den großen Brüsten einer biblischen Mutter.“

Noch immer gibt die als Meerjungfrau verklärte Seekuh, ein schüchternes pflanzenfressendes Wesen von knapp fünf Meter Länge, den Forschern Rätsel auf. Für ihre nächsten Festland-Verwandten werden die Elefanten gehalten. Irgendwann, vor vielen Millionen Jahren, müssen die Seekühe ihren Lebensraum vom Land ins Wasser verlagert haben. Seitdem quietschen und zirpen sie überwiegend in den flachen Küstengewässern der Ozeane oder in ihrer südamerikanischen Süßwasserversion an den Gestaden des Amazonas.

Noch vor ein paar Tagen will José Sebastião auf einer seiner täglichen Bootstouren zwischen der Küste von Mosambik und Bazaruto eine Seekuh gesichtet haben. Doch selbst hier sind die friedlichen Säuger nicht mehr sicher. Denn auch in den Stellnetzen der Einheimischen können die Tiere verenden und werden später von den Dörflern verzehrt.

„Seekuh schmeckt wie Schweinesteak“, sagt Bootsmann Sebastião, und ernährt ein mosambikanisches Dorf eine ganze Woche lang, während auch der Rest des Tieres Verwendung findet: das Öl für medizinische Zwecke, die Haut als Schuhleder. Als Mosambiks Präsident Joaquim Chissano vor einiger Zeit die touristisch reizvolle Region besuchte, wurde ihm gar ein Dugong-Menü angeboten.

Kein Wunder, dass Verbote kaum wirken in diesem Land, das zu den ärmsten der Welt zählt und bis vor einigen Jahren von einem Bürgerkrieg verheert wurde.

„Die Seekühe werden alle in den Netzen der Raubfischer sterben“, glaubt deshalb der Bazaruto-Taucher Paul Ricklan, 42, „und niemand wird es verhindern können: Hier herrscht ein Krieg der Fischer. Verlieren werden ihn die Mosambikaner.“

THILO THIELKE

MOSAMBIK

Das letzte Lied der Sirenen

Weil der Indische Ozean gnadenlos überfischt ist, plündern Fischfangflotten aus Asien die Gewässer vor der Küste Ostafrikas. Nun sterben dort die Seekühe.

Schon wieder so ein frustrierender Tag: Vor der Insel Bazaruto treiben aufreizend die morschen Kähne der chinesischen Raubfischer, und Rafael Funzana hüpfte in kleinen Sprüngen durch den brennend heißen Sand. Er schimpft wie ein Rohrspatz. Der Mann mit dem kugelförmigen Bauch ist Oberaufseher des Bazaruto-Nationalparks, Fischen ist bei Strafe verboten. Funzana müsste jetzt eigentlich seines Amtes walten und energisch gegen diese Piraten von jenseits des Ozeans vorgehen – doch mehr als Flüche hat er nicht parat.

Ihm fehlt ein Boot, mit dem er Eindruck machen könnte, eine Waffe oder wenigstens ein kleiner Trupp von Rangern zur Unterstützung. Doch Umweltschützer Funzana, 38, hat nicht viel mehr als seinen alten Fotoapparat, mit dem er zum Beweis ab und zu diese asiatischen Seelenverkäufer knipst, und seine Aservatenkammer, in der er Beweisstücke des illegalen Treibens aufbewahrt.

Ein Walfischknochen findet sich dort neben den Überresten einiger Delfine, die Panzer diverser Riesenschildkröten und das Skelett einer Seekuh – alle verendet in den teils kilometerlangen Treibnetzen der fremden Fischer und leblos dann ins Meer geworfen.

Funzana weiß, dass er das Recht auf seiner Seite hat. Doch er weiß auch, dass

er keine Macht hat gegen den Tod vor Mosambiks Küste. Und so sitzt er tagein tagaus auf seinem Eiland, trinkt Bier und starrt, mit seinem Schicksal hadernnd, aufs Meer hinaus.

Vielleicht wird er das nicht mehr allzu lange tun müssen. Der Bazaruto-Archipel ist weltberühmt als Heimat von Ostafrikas größter Herde von Seekühen. Doch wenn der letzte Dugong verendet ist, dann braucht man wohl auch keinen Nationalpark mehr. Und darüber, dass sich hier gerade eine Tragödie ereignet, sind sich fast alle Wissenschaftler einig.

Vor sechs Jahren noch hatten Biologen über 130 Seekühe am Bazaruto-Archipel gezählt. Bei der letzten Luftbeobachtung waren es nur noch 13, Tendenz sinkend. Und so sieht es fast überall aus im Indischen Ozean und im Westpazifik, dem Lebensraum der Dugongs. Hoffnungslos überfischt ist dieses Meer. Deshalb ziehen die Fischtrawler aus Fernost bis direkt vor



Fischer vor der Insel Bazaruto: „Seekuh schmeckt wie Steak“

Afrikas Küste und holen wahllos aus dem Meer, was dort gerade herumdümpelt.

„Wir sind im Begriff, den Kampf um das Überleben der letzten ostafrikanischen Dugongs zu verlieren“, schlägt jetzt Umwelterater Paul Dutton aus dem südafrikanischen Durban Alarm. Meeresbiologe Vic Cockcroft vom „Centre for Dolphin Studies“ rechnet die Seekuh gar zu Afrikas „gefährdetsten großen Säugetieren“. Nicht mehr lange, und eine Tierart wird ausge-